

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 107. Bromberg, den 13. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(34. Fortsetzung.)

6.

Adelheid stieg müde vom Tage die Treppe zu ihrer Kammer hinauf. Dort zündete sie Licht an und besah sich im Spiegel. Neues Leben war in ihre Augen gekommen, und ihre Müdigkeit war im Augenblick nicht nur Mutlosigkeit und Lebensüberdruß, sondern die gesunde Müdigkeit nach einem anstrengenden Tage. Das Leben hatte sie jäh an sich gerissen, ihre Kräfte in Anspruch genommen.

Jungfer Kruse, diese sonst so widerstandsfähige Person, war im Spätsommer krank geworden, sie mußte jetzt im Spätherbst, einige Tage das Bett hüten, und da hatte Adelheid zum erstenmal bei der täglichen Arbeit helfen müssen.

Es war ebenso spannend wie befriedigend für sie. Sie konnte zeigen, daß sie doch nicht ganz nutzlos war, daß sie sich nicht scheute, zuzugreifen.

In der Küche gab es großes Aufsehen, als sie sich um die Wirtschaft bekümmerte und mit ihrer leisen, vornehmen Stimme anordnete, was getan werden solle. Und wie schnell unter ihren Augen alles ging, wie ruhig und ohne viel Worte. Sie fühlte die Achtung, mit der man ihr so sichtbar begegnete, wie einen Hauch neuen Lebens.

Sie stand vorm Spiegel in ihrer Kammer und versuchte in sich selber hineinzuschauen, wie schon so manches Mal, aber sie wendete sich ab und wanderte unentschlossen im Zimmer auf und nieder. Der Spiegel zeigte es nicht, und die Augen sahen es nicht — das Innerste des Menschen. Und es gab in ihr wohl kein Innerstes mehr, das war wohl erloschen. Ihre Freude bei der Küchenarbeit war nur die Freude über ein neues Spiel und am nächsten Tag vergessen. Tiefer ging es nicht.

Der Bach, der früher hinter den Wirtschaftsgebäuden ins Tal hinunterfloß, war im letzten Herbst am Haus entlang durch den Garten geleitet worden. Den sollte er plätschernd in kleinen Kaskaden durchströmen und dann den Hang unterhalb des Hofes hinabfließen, ehe er in der Siedlung wieder in sein altes Bett einmündete.

Es war wohl ein Gedanke Vater Dags gewesen, der ihr eine Freude machen wollte. Sie hatte früher einmal beiläufig erwähnt, daß sie irgendwo einen Garten mit einem Bach gesehen hätte. Jetzt war ihm dies wieder eingefallen, und er hatte die Arbeit ins Werk gesetzt. Droben in Vestli hatten sie auf einer Kätnerstelle einen Bach reguliert, das mochte ihn auf diesen Plan gebracht haben.

Sie wußte wohl, daß Vater Dag Taten höher schätzte als Worte, was sie aber gerade jetzt brauchte, waren Worte, ein einziges Wort des Vertrauens. Aber niemand hatte Vertrauen zu ihr — niemand.

Sie hatte die Kinderbetten in Dags Zimmer stellen lassen, als Jungfer Kruse krank wurde. Wenn sie nun abends erst spät hinaufkam, hatte sie die Kinder lieber aus dem Wege, um sie nicht im Schlaf zu stören. Sie öffnete leise die Tür zu Dags Stube und ging hinein, um nachzusehen, ob sie sich auch nicht bloßgestrampelt hätten. Torgeir schlief friedlich unter seiner Decke, aber Klein-Dag lag mit entblößtem Hinterteil auf seinem Kissen und wälzte sich auf die Seite, als sie sich über ihn beugte.

„Vater", sagte er.

„Nein, Mutter ist da", antwortete sie. „Ich will dich nur zudecken."

„Vater!" rief er laut.

„Vater ist nicht da", flüsterte sie und deckte ihn zu.

Klein-Dag schlug die Augen auf und sagte tiefernst: „Vater war aber hier!"

Wie er vom Vater redete, das schnitt Adelheid ins Herz. Sie versuchte Klein-Dag zu beruhigen: er habe nur geträumt; aber der Junge blieb dabei. „Vater war aber doch hier."

„Still", sagte Adelheid, „leg dich hin und schlaf weiter. Vater ist nicht hier gewesen."

Da setzte sich der Junge kerzengerade im Bett auf und sagte eindringlich: „Vater war hier."

„Hast du denn mit ihm gesprochen?" fragte Adelheid.

„Nein, ich schlief ja."

„Dann kannst du doch nicht wissen, ob er hier war."

Der Junge überlegte. „Doch", sagte er bestimmt, „Vater legte sein Gesicht auf meine Stirn, und da wurde ich wach, aber als ich ihm nachgucken wollte, war er schon in der Tür und machte sie hinter sich zu. Ich rief nach ihm, aber er antwortete nicht."

Adelheid beruhigte ihn allmählich und ging in ihr Zimmer. Auch sie hatte ja schon früher das Gefühl gehabt, daß Dag bisweilen ohne ihr Wissen daheim gewesen war und im Küchenhaus übernachtet hatte. Und jetzt behauptete Klein-Dag es so bestimmt. Dag war also oben in der Kammer gewesen, hatte dort die Betten der Jungen gesehen und war wieder gegangen — ins Küchenhaus hinunter. Aber er hatte Sehnsucht nach den Kindern; er küßte sie auf die Stirn — wenn er meinte, daß sie schliefen.

Adelheid trat auf den Balkon und horchte in die Herbstnacht hinaus. Sie hatten offenbar heute den Bach in sein neues Bett geleitet; denn sie konnte sein Plätschern als einen neuen Ton durch das nächtliche Sausen hören. Sie dachte an die vielen glücklichen Stunden, die sie hier zwischen all den schweren verlebt hatte, und wie gut ihr das leise Rieseln des Baches tun würde, wenn sie — ja, wenn sie nicht so einsam wäre. Und all ihr Suchen und Fragen, warum alle sie so abseits liegen ließen, blieb ohne Antwort.

Sie ging wieder hinein, schloß die Tür und fing langsam an, sich auszuziehen; doch plötzlich fiel ihr ein, daß ein anderer ebenso einsamer Mensch nur wenige Schritte von ihr entfernt krank lag.

Denn auch Jungfer Kruse gehörte zu den Einsamen, ob ihre Tage auch vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit schwerer Arbeit ausgefüllt waren. Ihre Eltern drunten im Tal waren tot, ihre vielen Geschwister weit

verstreut. Manche verheiratet, andere in Stellung, und von einigen wußte sie gar nichts.

Adelheid hatte oft genug die Veränderung in Jungfer Kruses Blick bemerkt, wenn sie dann und wann mit den Bübchen oder deren Sachen zu tun hatte. Der gespannte, fast harte Ausdruck, den sie bei ihrer täglichen Arbeit hatte, wich einem innigen Glanz, sobald sie sich mit den Buben abgab; Adelheid hatte aber in solchen Stunden auch schon Schmerz und Entbehrung in ihren Augen gelesen. Wohl mochte die vielseitige Wirksamkeit Jungfer Kruse reiche Erfüllung geben, aber ihre Natur verlangte auch noch nach anderem.

Adelheid entschloß sich, vor dem Zubettgehen noch einmal bei ihr hineinzuschauen und ihr ein freundliches Wort zu sagen. Da beklagte sie sich nun, weil die Ihren sich nicht um sie kümmerten, und hatte selber nie daran gedacht, daß sich jemand, der Tag für Tag neben ihr lebte, und dem keiner näher stand als sie, auch nach etwas Wärme sehnen könnte.

Adelheid hatte die Tür ihrer Kammer hinter sich geschlossen und wollte grade über den Flur gehen.

Da hörte sie einen Laut, ein wehes, unterdrücktes Jammern, das ihr mitten in ihrem selbstsüchtigen Kummer das Herz zerriß. Von lähmendem Bangen überfallen, lauschte sie wie erstarrt.

Da war der Laut wieder, und jetzt löste sich ihre Gelähmtheit zu zitterndem Leben. Ihre Füße schienen noch am Boden festgewurzelt, aber ihr Herz schlug hastig und zuckend, wie in tödlichem Entsetzen, und wilde Gedanken brachen wie ein Schwall über sie herein.

Ein einziges Mal hatte etwas in Jungfer Kruses Zustand sie flüchtig an die Möglichkeit denken lassen, Jungfer Kruse könne sich mit einem Mann vergessen haben; aber sie hatte den Gedanken sofort weit von sich gewiesen. Jungfer Kruse ließ sich nicht mit Leuten vom Hof ein, und seit dem Tode ihrer Mutter vor zwei Jahren hatte sie Björndal nicht mehr verlassen. Aber — jetzt fiel es Adelheid ein — hatte sie nicht in letzter Zeit die längst aus der Mode gekommenen, von Jungfer Dorthea geerbten Kleider getragen, Kleider mit weiten, bauschigen Falten?

Und — wieder überfiel sie der lähmende Schreck. Vater Dags verändertes Wesen? Und sein sichtlichen Ausweichen! Er fuhr wieder wie früher in die südlichen Gemeinden, er lief wieder wie in seiner Jugend mit der Büchse in den Wald, und in seinen Augen hatte sie Spuren seiner alten Unbändigkeit bemerkt. — Und ihr Mann . . .? Die wenigen Male, wo sie ihn sah — und zwar immer nur bei Tisch —, drohte in seiner gesenkten Kopfhaltung, seinem harten Gesicht etwas, was sich hemmungslos irgendwie entladen konnte?

Adelheid hatte beobachtet, wie Jungfer Kruses Blick sich trübte, wenn er einmal dem Vater Dags oder ihres Mannes begegnete. Sie schien dann alle Haltung verlieren zu wollen. Eins fügte sich zum anderen in unwiderleglicher Folgerichtigkeit und — brach wie ein Bergsturz über sie herein. Welcher konnte es gewesen sein?

Wie eine brennende Wunde schnitt ihr die Erkenntnis durch Leib und Seele, daß es einer von ihnen gewesen sein mußte . . .

Erbitterter Haß gegen Jungfer Kruse wechselte mit schneidender Verzweiflung über die Roheit der Männer, die alles beiseite werfen konnten, alle Rücksicht auf sie und die arme Jungfer Kruse, die hier jahrzehntelang Tag und Nacht so treu gearbeitet hatte, und die jetzt nicht nur vor körperlichen Schmerzen aufschrie, sondern vor allem, weil ihr Leben des emsigsten Fleißes in Schande versank.

Adelheids ganze Bitterkeit war wie fortgeblasen, und sie war nur lebendiges, warmherziges Mitgefühl, als sie an Jungfer Kruses Tür trat. Die Tür war verschlossen, und alles Klopfen und Bitten half nichts. Kein Laut antwortete drinnen.

Sie war nicht nur ein Sproß der stolzen würdigen Frauen ihrer mütterlichen Familie, sie hatte auch etwas von den harten Soldaten der väterlichen Familie in sich. Sie packte die Klinke an Jungfer Kruses Tür und riß sie scharf herunter, ihre Schulter stemmte sich in derselben Sekunde mit aller Macht gegen die Tür . . .

Noch nie war Adelheid eine Herbstnacht so totenstill vorgekommen wie heute, da sie sich mit einem Bündel in einem blutigen Laken aus Jungfer Kruses Kammer zur Treppe und in die Diele hinunterschlich und — dort zitternd stehenblieb.

Kein Laut kam ihr von draußen her zu Hilfe — kein Windesbrausen, auch der neue Bach mußte abgesperrt sein. Aber hier drinnen im Hause, wo sie sich alles recht still gewünscht hätte, hier knarrten Dielen und Wände . . .

Sie stahl sich zur Schreibstube und versuchte den uralten Türriegel leise aufzubekommen — aber er quietschte hörbar.

Durch den Vorraum im Neubau, durch die Kabinette in den großen Saal, in den gespenstischer Schein durch die riesigen Fenster fiel, zur Saaltür und in den Garten hinaus stürzte Adelheid. Am neuen Bach hoffte sie irgendwo einen Spaten der Erdarbeiter zu finden.

Weit unten im Garten klirrte gleich darauf im Dunkel der Nacht ein eiserner Spaten gegen die Steinchen im Boden.

Die Tür zur Schreibstube schloß sich mit rostigem Knarren, und Adelheid stand in der Diele. Sie holte tief Atem und lauschte gespannt. Kein Laut, weder von draußen aus der Nacht, noch von den Wänden hier drinnen. Das einzige, was sich regte, war die unheilvolle Gespanntheit um sie her und ihr eigener unruhiger Herzschlag.

Sie hatte es Jungfer Kruse versprochen und bei allem was ihr heilig war, geschworen, daß nie jemand etwas erfahren solle. Als sie sah, daß es ein totes Kind war, wußte sie sofort, was zu tun war. Niemand außer Jungfer Kruse und ihr sollte davon wissen, und sie, die als Adelheid Barre einst in allen solchen Dingen die Empfindlichste und Unnahbarste gewesen war, sie hatte sich mit leisen Worten tief ins innerste Herz eines Menschen hineingetröstet und gefleht und gelobt, ihr ein Schirm gegen alle Verzweiflung zu sein, wenn Jungfer Kruse wieder aufgestanden wäre und ihre Tätigkeit wieder aufgenommen hätte, als sei nichts geschehen.

Als Adelheid wieder in der Diele stand, hatte sie das Gefühl, als habe nicht sie, sondern irgend ein fremder Mensch dies alles getan. Und plötzlich durchzuckte sie der Gedanke, daß sie sich nicht dazu vermocht hatte, Jungfer Kruses Geständnis zu erzwingen, wer es gewesen, wer der Vater des Kindes war. Vielleicht aber hatte sie auch über all dem andern vergessen, zu fragen, oder einen gequälten Menschen nicht noch mit Fragen peinigen mögen, die ihn vor ihr doppelt demütigen müßten — denn sie hatte aus den wenigen Worten, die Jungfer Kruse zwischen dem Weinen hervorwürgte, entnommen, daß sie sich bodenlos schämen müsse, weil grade Adelheid so gut zu ihr sei.

Adelheid richtete sich unter der Last ihres Kummers mit dem deutlichen Nachgefühl der Spatenstiche im nächtlich dunkeln Garten auf und mit dem ebenso klaren Bewußtsein aller Gedanken, die sie schon überfallen hatten und sie heute nacht und künftig immer wieder überfallen würden. Sollte sie die Stunde ausnützen, jetzt, wo Jungfer Kruse so herunter war, sollte sie bestimmten Bescheid verlangen? Nein, trotz aller Empörung, die sie in sich aufsteigen fühlte, brachte sie es nicht fertig, gegen das unglückliche Wesen unbarmherzig zu sein.

Sie allein würde für sie sorgen, bis sie wieder auf den Beinen war. Keine schwatzhaften Mägde aus der Küche oder anderswoher sollten sich hineinmischen.

In ihrer Kammer blieb sie im Schein der einsamen Kerze stehen. Ihre Augen starrten gleichsam in eine leere Ewigkeit hinaus. Ihr Gesicht war wie erstarrt mit den krampfhaft zusammengepreßten Lippen und den Tränenspuren auf den Wangen. Vater Dag oder ihr Mann — einerlei. Alles, was ihr Leben einmal schön gemacht hatte, war jetzt für ewig häßlich und blutbesudelt.

Adelheid haßte im innersten Herzen ihren Mann, seinen Vater und — trotz allem Mitleid auch Jungfer Kruse.

Als die Tür hinter ihr ins Schloß fiel, schlich eine Gestalt auf weichen Pantoffeln aus dem Dunkel der Wohnstube leise in die Diele hinaus. Der schwache Schein der Kaminglut ließ Vater Dags Züge eben noch aus dem Dunkel hervortreten. Er blickte die Treppe hinauf und neigte den Kopf, als horche er auf etwas. Tief gebeugt wendete er sich langsam dem Feuerschein zu. Seine Züge wurden deutlicher. Sie waren wie in Verzweiflung erfroren — war es Schmerz, war es Zorn oder Scham? Sein Blick starrte leer in das Kaminfeuer, als stürbe mit der erlöschenden Glut der ganze Sinn des Lebens vor ihm dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Flitterwochen mit Strops im Krankenhaus.

Heitere Skizze von **Emil Strodthoff.**

„Wer hat den Lachsschinken stibitzt?"

Es war zwar nur noch ein Häppchen, aber das ist nun eine grundsätzliche Frage, die restlos der Aufklärung bedarf. Außerdem ist es ein Geschenk von Strops' Mutter, und die Hauptsache: Strops ißt ihn so furchtbar gern. Morgenstunde hat Gold im Munde, aber der Lachsschinken bleibt unsichtbar, es ist wirklich lächerlich.

„Mariechen, war da nicht gestern noch ein Stückchen von dem . . .?" Unsere Perle hat ein höchst empfindliches Seelenleben. Eine Mimose knickt nicht rascher zusammen als Mariechen unter meiner Frage. Nein, wie ich sie gekränkt habe . . . Nur jetzt um Himmelswillen keine Sintflut! Strops' Singen, es ist mehr ein vergnügtes Krähen, schallt durchs ganze Haus. Sie ist so lustig, ihre Haare ringeln sich so hübsch am Nacken. Sie sitzt in der Badewanne und duscht sich gehörig, während ich ihren Lachsschinken vermisse.

„Rufen Sie Principessa, und tun Sie mir einen Gefallen und heulen Sie nicht gleich los! Wer wird denn so überempfindlich sein!" Mariechen verschwindet mit hängender Unterlippe.

Ich bin kein Rohling, aber zu Principessa finde ich nicht das rechte Verhältnis. Vierbeinige Schlummerrollen, die vor Speckkartoffeln hochmütig die Nase rümpfen und bestenfalls mit Pralinen fürliebnehmen, sind mir ein Greuel. Wer Süßigkeiten nascht, hat wohl auch einen Hang zu Lachsschinken . . .

„Komm, mein Schnuckchen, setze dich zu mir! Also nun mal raus mit der Sprache! Wie ist das mit dem Schinken, den Strops so gern ißt?" Principessa blinzelt mich an, die dunklen Augen schimmern feucht und vorwurfsvoll. Entweder versteht sie mich nicht, oder sie will mich nicht verstehen.

„Vermaledeiter Fresser", knurre ich, „backpfeifen sollte man dich! Einen Mühlstein sollte man . . ."

Ruhe, Mäßigung! Das geht natürlich zu weit. Wenn Strops das ahnte! Principessa ist so fein organisiert (sagt Strops), gleich wird sie ein Lorgnon aus dem Fell ziehen und mich mit einem Blick vernichten. Nein, das tut sie nicht, aber sie gähnt, das fein organisierte Paradekissen gähnt. Blitzblank sind die Zähne. Als ob das meinen Verdacht entkräften könnte!

„Wie beliebt? Du bist der Ansicht, Mutzel habe vielleicht den Schinken . . ."

Recht so, daran erkenne ich die verlogene Pinschernatur: brave Kater verdächtigen, immer nur den Balken in anderer Augen sehen. Schade, daß Mutzel gerade einen Spaziergang macht und sich nicht verteidigen kann.

„Hast du die Geschichte mit dem Sahnetopf vergessen?" Mit einem Ruck fliegen mir Principessas Haare ins Gesicht, sie schnauft förmlich vor Entrüstung, als ich mir erlaube, von der Sahne zu sprechen.

„Gut", sage ich, „ich stelle fest, daß dir die Erinnerung peinlich ist, reden wir also von anderen Dingen! Was geschehen, ist einmal geschehen, aber nun auch kein Wort mehr über Mutzel, verstanden?"

Wollen mal sehen, ob die Hühner ihre Pflicht getan haben. Die Lattentür klemmt. Der rote Gartenschlauch sonnt sich verknäult wie eine Schlangenbrut auf der Treppe zur Waschküche. Verfluchte Schlamperei . . . Wenn die Sonne über ihn gerät, wird er brüchig. Daß man in diesem Hause auch an alles selber denken muß!

Mariechen scheint ihre Fassung wiedergewonnen zu haben. Zwischen den Erbsen leuchtet ihr weißblonder Schopf. Außerdem futtert sie eine von meinen Edelbirnen. „Einen prächtigen Appetit hat das Mädchen", sagt Strops immer. Strops ist so gut . . .

Wer mag sich nur den Lachsschinken zu Gemüte geführt haben? In den Salatbeeten gackert es sehr vergnügt. Ritsche ratsche machen die gelben Schnäbel, gerade da, wo der Salat am besten schmeckt. Beppo hat andere Sorgen. Stolz und gefährlich schön gockelt er dahin, spreizt sein Gefieder, als wäre er der Herr. Dabei ist alles Komödie, ich weiß genau, daß er nachts im Wiemen kein Kikeriki machen darf.

„He!" schrei ich, und mit auswärts gebogenen Beinen, den Hals weit vorgereckt, tuckern die Hühner auseinander. Mariechen läßt ihre Birne fallen „Oh, was Sie einen erschrecken können . . .", stammelt sie verlegen mit vollem Munde.

Sieben Eier haben die guten Tiere gelegt, drei bräunliche und vier weiße. Das lobe ich mir. Aber wie sie die Augen verdrehen, wie sie empört gackern, als ich mir eins genehmige, das ist nun wieder völlig überflüssig. Schließlich sind es meine Hühner, mithin auch meine Eier, nicht wahr? Man muß das übrigens im Griff haben wie beim Flötespielen. Oben ankratzen, den Finger drauf, unten ankratzen, an den Mund damit, oberen Finger wegnehmen . . . Tuich! „Gluck gluck . . .", es ist eine Wohltat nach so viel Ärger.

Wiesel machen es ähnlich. Nur stecken sie hinterher die Schalen nicht ineinander, weil sie keinen Ordnungssinn haben. Wenn Mariechen sich das doch gefälligst merken wollte . . .

Was treiben die Tomaten? Aha, im Farbwechsel, schön dick und appetitlich. „Weitermachen, meine Damen!"

Nach dem letzten Regen hat sich der Flaschenkürbis wunderbar entwickelt. Halb vergraben liegt er in der fetten Gartenerde und schwillt. Wenn man das Ohr an sein gelblich-grünes Gehäuse legt, hört man ihn schmorcheln. Ein wackerer Bursche. Hoffentlich platzt er uns nicht eines Tages auseinander! Was Strops sich nur dabei denkt, wenn er so etwas in vernünftiger Gesellschaft äußert! Aber lassen wir das, Landwirtschaft ist nunn mal nicht ihre starke Seite. Habe ich schon erzählt, daß ich mit Strops verkracht war? Ausgerechnet an ihrem Geburtstag?

Das war so: „Von wem sind die Blumen?" frage ich ganz harmlos, als Mariechen mit einem Fliederstrauß ankommt. Zugegeben, es gibt bessere Scherze, es gibt auch klügere Männer, gewiß . . . Strops' Nase verschwindet in der Fliederwildnis. Sie riecht noch den ganzen Duft weg, denke ich.

„Von wem sind die Blumen?" frage ich also, weil doch alles nur ein Scherz ist. Pause.

Mariechens Dämlichkeit übersteigt alle Grenzen.

„Nun . . .?" Gütiger Strohsack, wie oft habe ich die Rolle nun mit ihr durchgepaukt!

„Ein kleiner Junge . . . hat sie . . . abgegeben . . . für die gnädige Frau", stottert Mariechen ihren Text. Na endlich!

„Gewitter!" sage ich, „das Ding ist gut", und lege die Zeitung aus der Hand. Es ist wie im Film, sehr spannend. Jetzt kommt mein großartiger Auftritt: Runter vom Stuhl, mit langen Schritten durchs Zimmer . . .

Ach, lehr' mich einer die Frauen kennen! Strops guckt mich an, als schlüge sie einen Nagel in die Wand, Principessa bellt, Mutzel macht einen schrecklichen Buckel, und Mariechen feixt mit der Urwüchsigkeit einer Unschuld vom Lande.

Wetten, daß Strops das Spiel durchschaut? Ohrfeigen könnte ich mich. Ihre blauen Augen blitzen mich an.

„Mariechen!" ruft sie, „Mariechen . . ." Der Küchenengel wogt heran. „Schütten Sie die Blumen auf den Komposthaufen!" befiehlt Strops. „Wer weiß, welcher Kalbskopf sich da in Unkosten gestürzt hat . . ."

Nun, das ist stark, das ist wirklich ein starkes Stück, denke ich zähneknirschend. Welcher Ehemann läßt es sich wohl gefallen, mit Kalbskopf tituliert zu werden, noch dazu in Mariechens Gegenwart . . .

Wir sind vernünftig gewesen, haben den Fall beigelegt. Wozu auch gleich den Rechtsanwalt bemühen! Kleine Krisen kommen vor im Eheleben.

„Aber diese eifersüchtigen Spitzfindigkeiten hören auf", erklärt Strops. Gut, ich sehe das ein. „Aber Kalbskopf . . . Nie wieder!" erkläre ich rund heraus. Wir verstehen uns.

Strops sitzt am Frühstückstisch, als ich meine Gartenarbeit hinter mir habe. Der blaßrosa Kimono kleidet sie entzückend.

„Nun, gut geschlafen?"

„Mmmm . . . !" Mehr läßt sich beim besten Willen nicht sagen, wenn man so eifrig kaut, nicht wahr?

Papps, kriege ich einen Kuß. Erst ein frisches Hühnerei, dann einen Kuß, was will ich mehr! Wunderbar schmeckt der Kuß . . . Wonach doch gleich? Augenblick mal . . . Wir, nach Lachsschinken . . . ?

Jung verheiratete Ehemänner haben eine merkwürdige Begabungzum Märtyrertum. Drei Wochen zusammen und schon Gütertrennung in Lachsschinken, was? Pure Werfressenheit, was? Nun, wenn schon . . .

„Schmeckt's Principessachen?" frage ich die schmarotzende Kissenrolle. Und wie schmeckt es der Kanaille! Warte nur, wie du zum Hause 'rausfliegst, wenn erst mein Sohn da ist!

„Ist er nicht süß?" fragt Strops. „Und so bescheiden! Aufdrängen mußte ich ihm den Schinken . . ."

„Ja, und so fein organisiert . . .", sage ich und packe mir die gute Erdbeermarmelade aufs Brötchen.

Zeitsinn im Unterbewußtsein.

Die Pflanzenuhr. — Pünktlich wie der Mauersegler. — Aber der Typhuskranke irrt sich.

Von Professor Dr. H. Wohlbold-München.

Wir betrachten im allgemeinen die Zeit als etwas objektiv Gegebenes. Sie ist außer uns und von uns unabhängig vorhanden, und wir bestimmen ihren Verlauf auch nach äußeren Vorgängen, wie nach dem Stand der Sonne. Der Gang des Uhrzeigers sagt uns, daß eine Viertelstunde oder eine Stunde vergangen ist. Aber bei einiger Selbstbeobachtung finden wir, daß es auch eine subjektive Zeit gibt, deren Verlauf nicht von äußeren Umständen abhängt, daß wir also gleichsam eine „innere Uhr" in uns tragen. Sie geht gewöhnlich — aber durchaus nicht immer — mit der Wanduhr zusammen, das innere Zeitempfinden stimmt also ungefähr mit der objektiven Zeit überein. Allerdings ist der Zeitsinn sehr ungleich entwickelt.

Manche Leute vermögen stets die Zeit auf die Minute genau anzugeben, ohne daß sie vorher auf die Uhr sehen. Ihr Gefühl sagt ihnen, wieviel Uhr es ist. Das ist allerdings verhältnismäßig selten. Die meisten Menschen können aber doch wenigstens ungefähr schätzen, ob seit einem bestimmten Ereignis eine Stunde oder eine halbe Stunde vergangen ist. Doch sind die Angaben in der Regel ziemlich ungenau. Durch viele Versuche hat man festgestellt, daß in der Regel Zeitstrecken zwischen fünf und zehn Minuten am sichersten geschätzt werden. Zeiten unter fünf Minuten werden in den meisten Fällen zu lang angegeben, solche über zehn Minuten fast immer zu kurz geschätzt. Im Unterbewußtsein funktioniert der Zeitsinn allerdings sehr sicher. Wer sich einigermaßen dazu erzogen hat, der erwacht jeden Morgen zur gewünschten Zeit. Die innere Uhr weckt uns oft genau auf die Minute. Einen unterbewußten Zeitsinn haben auch die Tiere und sogar manche Pflanzen. Viele Blüten öffnen sich jeden Tag zur gleichen Stunde. Linné hat danach eine „Pflanzenuhr" zusammengestellt. Die Blätter gewisser Gewächse nehmen immer zur gleichen Zeit eine sogenannte „Schlafstellung" ein. Sie behalten diese Gewohnheit auch bei, wenn sie dauernd im Finstern gehalten werden. Der Mauersegler fliegt jedes Jahr am 1. August fort und kehrt am 1. Mai aus dem Süden zurück. Auch Winterschläfer halten ihre Zeit genau ein. Garnelen sind am Tage rot und in der Nacht blau, auch wenn sie geblendet sind, also Licht und Dunkelheit nicht unterscheiden können.

Man hat Bienen und Ameisen abgerichtet, daß sie sich zu bestimmten Stunden zur Fütterung einstellen. Es war das gar nicht schwer. Zuerst glaubte man, daß sie eben durch die Gewöhnung an die Fütterungszeit immer zur gleichen Stunde hungrig würden. Aber die Zeitdressur gelang auch dann, als man im Zoologischen Institut der Universität München Bienen auf wilde Rosen dressierte, die keinen Nektar enthalten und von denen sie nur den Blütenstaub als „Höschen" an den Beinen in den Stock tragen. In diesem Fall schaltet also der Hunger aus. Sie können sich auch nicht etwa nach dem Stand der Sonne richten, da die Dressur auch in einem Bergwerk 180 Meter unter der Erdoberfläche gelang.

Im Vergleich mit der Wanduhr geht unsere innere Uhr oft zu rasch oder zu langsam. Dabei können wir ganz davon absehen, daß uns bei der Lektüre eines spannenden Buches die Zeit wie im Fluge vergeht oder daß in einer schlaflosen Nacht die Minuten sich zu Stunden zu dehnen scheinen. In solchen Fällen erscheint uns die Zeit nicht wirklich kürzer oder länger, als sie ist, sondern unsere Aufmerksamkeit wird nur einmal besonders auf sie hingelenkt, und das anderemal achten wir nicht auf sie. Das hat mit dem eigentlichen Zeitempfinden nichts zu tun. Dagegen verläuft die innere Zeit im Schlaf und im Traum anscheinend ganz anders, als wenn wir wachen. Es kommt vor, daß wir frühmorgens nach einem siebenstündigen Schlaf die Augen aufschlagen und fast glauben, wir hätten uns soeben erst niedergelegt. Da ist die Zeit gleichsam ausgelöscht. Umgekehrt drängen sich im Traum Erlebnisse, die scheinbar stunden-, ja, tagelang dauern, auf Minuten und Sekunden zusammen. So wie der Traum kann auch eine Krankheit die Zeit fälschen. Ein Arzt erzählt, daß er einmal, als er grippekrank in hohem Fieber lag, seine Aufwärterin fortschickte, damit sie ihm etwas besorgte. Als sie nach einer Viertelstunde wiederkam, glaubte er, sie sei eine Stunde lang fortgewesen. Die innere Uhr ging in diesem Fall viermal so schnell wie die Taschenuhr. Sie verzeichnete eine Stunde, während die objektive Zeit nur eine Viertelstunde betrug. Typhuskranke überschätzen die Zeit ungeheuer. Eine typhuskranke Frau, die seit einigen Tagen im Krankenhaus lag, glaubte schon 17 Jahre lang dort zu sein, und Vorfälle, die sich einige Stunden zuvor ereignet hatten, verlegte sie um Monate zurück.

Die Zeitempfindung hat nichts mit dem Nervensystem zu tun. Narkotika, die wie Kampfer oder Äther die Nervenerregung beeinflussen, wirken nicht auf das Zeitempfinden. In neuerer Zeit hat man festgestellt, daß der raschere oder langsamere Ablauf des Zellstoffwechsels die innere Uhr in ihrem Gang beeinflußt. Tee, der das Nervensystem erregt, hat keine Wirkung auf das Zeitempfinden. Alkohol beschleunigt den Stoffwechsel. Dafür dehnt sich für den Alkoholiker die Zeit um so mehr aus, je mehr er trinkt. Er berauscht sich also wohl nicht, um seine Sorgen zu vergessen, sondern weil im Rausch die Zeit still zu stehen scheint. Als besonders wirksam haben sich in dieser Hinsicht einerseits Chinin, das den Stoffwechsel herabsetzt, und Schilddrüsenpräparate, die ihn beschleunigen, erwiesen. Ameisen wurden darauf dressiert, daß sie sich zu bestimmten Stunden regelmäßig zur Fütterung einstellten. Als man dem Futter 0,08 v. H. Chinin zusetzte, kamen sie regelmäßig dreieinhalb Stunden zu spät, und bei Zugabe eines Schilddrüsenpräparates stellten sie sich vier Stunden zu früh ein. Ganz ähnlich wie die Ameisen verhielten sich die Bienen. Fieber, das den Stoffwechsel beschleunigt, läßt die Zeit schneller ablaufen. Daher kommt es, daß sie dann dem Kranken länger erscheint, als sie in Wirklichkeit ist.

Nach dem Gesagten hätten wir es also in der Hand, unsere innere Uhr beliebig zu stellen, so daß uns einmal die Stunden verfliegen und daß dann wieder der schöne Augenblick verweilen würde, solange wir wünschen. Gewiß spielt bei dem Genuß von Rauschgiften dieser Gesichtspunkt eine Rolle, wenn auch diejenigen, die solchen Lastern frönen, sich dessen nicht so genau bewußt sind. Der im ganzen Orient weit verbreitete Genuß von Haschisch beschleunigt zum Beispiel den Ablauf der Zeit ganz außerordentlich. Sie fliegt wirklich vorüber, und daher dehnen sich für einen Haschischraucher die Stunden ins Unendliche. Geht er nur ein paar Schritte, so glaubt er schon Stunden unterwegs zu sein. Ganz ähnlich wirkt das Meskalin, das Rauschgift der südamerikanischen und mittelamerikanischen Indianer. Im Meskalinrausch überstürzen sich die Ereignisse, in ein paar Minuten erlebt der Berauschte so ungeheuer viel, daß er Jahre durchlebt zu haben glaubt.

 **Lustige Ecke** 

Sicheres Versteck.



„Papa, wird dich da nicht entdecken, er denkt höchstens, daß die Uhr zwanzig nach sieben ist!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.